

Herder Korrespondenz

Heft 1
35. Jahrgang
Januar 1981

Der Christ muß Abstand halten von der Welt, ohne sie zu verachten; er soll sie umarmen, ohne sich an sie zu verlieren.

Hugo Rahner

Menschwerdung der Kirche

Die Botschaft der Kirche und die Würde des Menschen – dies war, wenn überhaupt eine solche Konzentration auf ein Stichwort angemessen ist, die Perspektive, in der der Besuch von Johannes Paul II. in der Bundesrepublik stand. Seit seiner ersten Enzyklika versucht dieser Papst, dessen kirchliche und theologische Existenz geprägt ist von den Erfahrungen mit einem konkurrierenden Menschenbild, den Dienst der Kirche an der Menschlichkeit des Menschen deutlich zu machen. Die Reden und Predigten auf den Stationen seiner Reise durch die Bundesrepublik waren nichts anderes als Konkretisierungen dieses Versuchs auf bestimmte Situationen des Menschenlebens, auf bestimmte menschliche Grundvollzüge hin: Jugend und Alter, Ehe und Familie, Arbeit und Krankheit, Gesellschaft und Staat, Wissenschaft und Kunst. Die Aufmerksamkeit, die Zustimmung und die Sympathie, die der Papst weithin fand, hatten ihren Grund wohl in erster Linie in der *Kongruenz* zwischen dieser Art seiner Verkündigung und seiner persönlichen – menschlich-geistlichen, nicht hohepriesterlichen – Ausstrahlung. Auch kirchlich weniger Engagierte schienen zu spüren: hier sagt jemand etwas, das für alle wichtig ist, und er tut es überzeugend; hier wird eine Kirche sichtbar, die kein Verein religiöser Besserwisser ist, die immer schon – wie der Igel im Märchen – am Ziel sind, sondern eine Gemeinschaft, die mit den Menschen *auf dem Weg* ist – für dessen Richtung sie ein Hoffnungswissen aufbewahrt, das für den Menschen gut ist. Ob die äußere Inszenierung des Besuchs diesem Bild einer Kirche, die mit den Menschen unterwegs ist, immer entsprach oder ob sie mehr zum perfekt eingerichteten und von keinem Sturm zu bewegenden „Haus voll Glorie“ paßte, kann hier dahingestellt bleiben. Von Bedeutung ist diese Frage höchstens in einer Richtung: erleichtert oder erschwert es der äußere „Glanz“ eines solchen Besuches den Gemeinden hierzulande, im kirchlichen Alltag das zu vermitteln, worum es dem päpstlichen Besucher vor allem ging? Waren die äußeren Formen dazu angetan, diese Tage für die Normalität produktiv zu machen, oder werden sie in der Kontrasterfahrung des gewöhnlichen kirchlichen

Lebens zu unerfüllbaren Hoffnungen oder zur Resignation führen?

Inkarnation als „heuristisches“ Leitbild

Es ist kein hämisches Herumnörgeln am ausstrahlungskräftigen Ereignis des Papstbesuches, wenn man in Erinnerung ruft, daß vieles daran nicht typisch, sondern ausgesprochen untypisch für den status ecclesiae bei uns war. Den Menschenmassen bei den Papstmessen steht die drastisch geschrumpfte Zahl der Kirchgänger gegenüber; mit der großen Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit kontrastiert die freundliche bis distanzierte Gleichgültigkeit, die kirchlichem Leben sonst entgegenschlägt; das Fernsichtbild einer vorwiegend durch den Klerus bestimmten Kirche steht im krassen Gegensatz zum Priesterangel, unter dem die Gemeinden leiden; der missionarische Elan des eiligen und doch (fast) immer Zeit habenden Heiligen Vaters scheint das genaue Gegenbild zum satt, überorganisiert, zugleich betriebsam und steril wirkenden kirchlichen „Apparat“ in der Bundesrepublik.

Wenn der Feiertag so nicht das Spiegelbild des Werktags war, dann sollte er aber doch dazu helfen, den Werktag zu bestehen. Wie für Feiertage sonst müßte auch hier gelten: sie sollen Impulse für den Alltag sein. Vielleicht ist der notwendige Impuls der, neu über die Funktion und über den Ort der Kirche in unserer Gesellschaft nachzudenken – und zwar ebenso im Horizont des Papstbesuchs wie seiner alltäglichen Kontrasterfahrungen.

Dabei könnte es helfen, an die alte Tradition anzuknüpfen, die *Kirche und Inkarnation* zusammendachte. Der Einwand liegt nahe, daß damit ein Theologoumenon strapaziert wird, das durch seinen Mißbrauch zur Begründung eines kirchlichen Triumphalismus gründlich beschädigt ist. Die Kirche als Fortsetzung der Inkarnation – liegen da Mißverständnisse nicht zwangsläufig nahe? Sie heißen: Aufhebung der Unterscheidung zwischen der Kirche und ihrem Herrn, Verwischung der Differenz zwischen dem

„schon“ ihrer faktischen Wirklichkeit und dem „noch nicht“ ihrer Berufung, Verengung der universalen Verheißung des Heils auf den Raum der Kirche. Trotzdem könnte es hilfreich sein, Kirche von der Menschwerdung her zu denken, wobei die Inkarnation nicht ekklesiologischer Fundamentalsatz wäre, sondern „heuristisches“ Leitbild, das zum Finden der Spuren anleitet, in denen die Kirche ihren Weg gehen soll.

Inkarnation heißt Menschwerdung *Gottes*. Die Kirche, die sich von diesem Geheimnis her versteht, wird auf den Auftrag verwiesen, der Frage nach Gott, dem „Suchen seines Angesichts“ (vgl. Psalm 27) Raum zu geben und Raum zu schaffen. Spirituelle Lebendigkeit wird zum ausschlaggebenden Gradmesser für die Qualität kirchlichen Lebens. Wo die Frage nach Gott verdrängt wird – indem man sich auf Sicherheiten zurückzieht oder indem man aus berechtigten Unsicherheitsgefühlen zu „einfacheren“ Themen flüchtet –, ist die Kirche in ihrem Nerv getroffen, auch wenn man statt dessen noch so wortreich und orthodox von anderen „Glaubensinhalten“ redet. Es ist zweifellos richtig, was *Karl Rahner* schon seit Jahren predigt: „Wir in der Kirche reden zu wenig von Gott oder tun es in einer dürren Indoktrination, der eine wirklich lebendige Kraft fehlt. Wo gibt es über alles rationale Andozieren der Existenz Gottes hinaus eine Mystagogie in die lebendige Erfahrung Gottes, die aus der Mitte der eigenen Existenz aufsteigt?“ Von Gott so zu reden, daß die Menschen merken, daß dabei von ihren Grunderfahrungen die Rede ist, darum ginge es.

Inkarnation heißt, daß Gott *auf den Menschen zugeht*, daß – wie es in der Lesung am Weihnachtsmorgen heißt – die „Menschenliebe Gottes“ erschienen ist, daß Gott und seine Schöpfung zusammengehören, daß jeder Mensch der Bruder des menschengewordenen Gottes ist. Analog dazu kann die Kirche – die Gefahr sorgfältig vermeidend, in einer Ekklesiologie „von oben“ sich selbst in der „Rolle“ Gottes zu sehen – der von ihr auszurichtenden Botschaft nur gerecht werden, wenn sie Schöpfung und Erlösung nicht auseinanderreißt, wenn sie die Wege der Menschen mitgeht, wenn sie sich wirklich einläßt auf ihre jeweilige Zeit und Umwelt, wenn sie sich *identifiziert* mit denen, an die sich ihre Sendung richtet. Der Anfang der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanums ist immer noch eine besonders eindringliche Beschreibung solcher „inkarnierter“ Kirchlichkeit: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“

Inkarnation heißt, daß *Partikularität und Universalität* keine sich ausschließenden Gegensätze sind, sondern gleichsam heilsgeschichtliches Koordinatensystem. In dem einen Menschen, zu einer konkreten historischen Stunde, in einem gewiß nicht zentralen geographischen Ort ist das entscheidende und für die Welt heilsame Wort über das Geheimnis Gottes und des Menschen gesagt. Für die Kirche, die sich auf diesen Ursprung beruft, kann es kein Anlaß zur Resignation sein, wenn der Universalität ihrer Sendung nur eine partikuläre Realisierung gegen-

übersteht. Die Kirche würde umgekehrt ihrem Ursprung untreu, wenn sie über ihrer Partikularität ihren universalen Auftrag vergessen würde.

Die Vitalität der Kirche entscheidet sich vor Ort

Das mag etwas theoretisch anmuten. Es führt aber mitten hinein in die praktische Situation der Gemeinden. Sie ist ja gerade dadurch gekennzeichnet, daß der – geographische und verwaltungsmäßige – „Einzugsbereich“ einer Gemeinde immer noch identisch ist mit einer weltlichen, zivilen Größeneinheit, daß sie aber längst nicht mehr alle diejenigen erreicht, die „eigentlich“ – juristisch und theologisch – zu ihr gehören. Das *Zerbrechen der Einheit von Pfarrgemeinde und politischer Gemeinde*, von kirchlich-religiösem und zivilem Leben ist heute schon fast bis ins letzte Dorf vorgeedrungen und mit ihm der Pluralismus der Weltanschauungen und Lebenseinstellungen. Die Gemeinden leben wie die Kirche als solche in der *Diaspora*. In der Nötigung, auf diese Situation eine Antwort zu finden, steht heute so gut wie jede Gemeinde vor der Frage, wie sie ihr Verhältnis zu ihrer säkularen bzw. säkularisierten Umgebung bestimmt. Es ist die alte, spätestens seit dem letzten Konzil kirchlich und theologisch hochaktuelle Problematik des Verhältnisses von *Kirche und Welt*, die heute für jede Gemeinde zur existentiellen Herausforderung geworden ist. Die Anziehungskraft, die lateinamerikanische Basisgemeinden auf uns ausüben, rührt sicher zum großen Teil daher, daß ihnen zu gelingen scheint, was bei uns gesucht wird: Verbindung von christlichem Zeugnis und Verwurzelung in der „profanen“ Umgebung. Weil die Diasporasituation nicht leicht zu bestehen ist, werden verständlicherweise *Fluchtwege* beschritten. Der naheliegendste, zumal von Gemeinden mit relativ „intaktem“ Umfeld beschrittene, ist der, die *Diaspora gar nicht zu akzeptieren*, sondern so zu tun, als bestehe die traditionelle volkskirchliche Situation fort. Man macht weiter wie bisher, pflegt den Kontakt mit den Honoratioren, hält neben den kirchlichen die gesellschaftlichen Veranstaltungen hoch, tut so, als repräsentiere man einen christlichen common sense – und nimmt nicht wahr, wie die Fundamente einer solchen scheinbar „heilen Welt“ brüchig werden. Der zweite mögliche Fluchtweg ist der, aus der Diaspora ein Getto mit dicken Mauern zu machen: die Gemeinde als die *kleine Herde der Selbstgerechten*, die in einer Welt des Abfalls vom Glauben und des zwangsläufig damit verbundenen moralischen Niedergangs überwintert. In Reinkultur kann dieser Weg von einer normalen Pfarrgemeinde zwar nicht gegangen werden, weil ihre Mauern dafür unvermeidlich zu durchlässig sind, doch hat er zweifellos zahlreiche Sympathisanten unter Laien und Amtsträgern. Sein Gegenbild ist das *modern ausgestaffierte Getto*: der wohlorganisierte, veranstaltungsreiche Gemeindebetrieb der Insider, die meinen, in jeder Beziehung – theologisch, liturgisch, politisch, moralisch – mit dem Fortschritt des Weltgeistes auf einer Linie zu sein, und dabei nicht mer-

ken, daß sie die durchschnittlichen Weltkinder am Rande der Gemeinde und um die Gemeinde herum aus den Augen verlieren.

Zwei Syndrome stehen hinter diesen Fluchtversuchen: ein Defizit an Zeitgenossenschaft oder ein angestrebter Konformismus. Beide rühren daher, daß man – wahrscheinlich meist, ohne es zu wissen – Kirche und Welt als zwei letzten Endes einander fremde Größen auseinanderreißt. Sowohl die Abgrenzungs- wie die Dialogstrategie können von der Vorstellung ausgehen, daß die Kirche zunächst einmal für sich selber ist, bevor sie sich der Welt so oder so zuwendet. In Wirklichkeit ist die Kirche längst „in der Welt“ (was nicht dasselbe ist wie „von der Welt“), ist längst in ein Beziehungsgeflecht mit ihrer Umgebung verknüpft, bevor sie anfängt darüber nachzudenken. In der alten Kirche hat man – unbefangen die Kirche auf das Ganze der Schöpfung beziehend – von der *ecclesia universalis* im Unterschied zur verfaßten kirchlichen Gemeinschaft gesprochen. Man sollte diesem Begriff wieder sein Recht geben, um voreiligen theologisch-pastoralen Dichotomien zwischen Kirche und Welt den Boden zu entziehen.

Kirche muß offen sein, wenn sie ihrer Bestimmung gerecht werden will. Ihre Grenzen sind nicht die Kirchtüren. Ihr Platz ist nicht im windgeschützten sicheren Hafen, sondern – mißverständlich, aber plakativ gesagt – „draußen“, „vor Ort“. Weil das am unmittelbarsten an der Basis der Gemeinden erfahren werden kann, fällt in den Gemeinden als der Kirche vor Ort die Entscheidung über die Vitalität der Kirche. Das heißt praktisch: die Gemeinden müssen auch für die da sein, die sich nicht zum „Kern“ zählen; sie müssen unbefangen mit verschiedenen Formen der Zugehörigkeit zu Kirche und Gemeinde rechnen – vom engagierten Mitmachen über das bloße Partizipieren am Gottesdienst bis zur Beschränkung auf die formelle Mitgliedschaft. Solche Offenheit ist für den Binnenraum der Gemeinde keine Gefahr, sondern die Chance, auch „intern“ nicht zu verkrusten.

Auftrag sind alle

Dietrich Bonhoeffer hat in einer längst klassisch gewordenen Formulierung gesagt: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.“ Dieser Satz ist immer noch die prägnanteste Kurzformel für ein zeitgerechtes kirchliches Leben. Er bedeutet nicht, daß sich die Gemeinden in Wohlfahrtsvereine auflösen müßten, sondern daß sie nicht zu Einrichtungen geistlich-kirchlicher Selbstbeschäftigung werden dürfen.

In dieser Perspektive sind alle Vollzüge der Gemeinde zu sehen, nicht etwa nur die Diakonie, sondern ebenso die Verkündigung und die Liturgie. Wenn der Gottesdienst so gestaltet wird, daß er als Privatveranstaltung der sich selbst feiernden Gemeinde erscheint, dann verfehlt er seinen Sinn. Wo er esoterisch wird, erreicht er im Extremfall nur noch die, die ihn „vorbereiten“. Damit ist nicht für einen strikten Rubrizismus, für eine ausschließliche Orientierung an der liturgischen Norm plädiert. Es kommt – ganz

im Gegenteil – dem Gottesdienst durchaus zugute, wenn man ihm eine sorgfältige Gestaltung anmerkt. Nur muß diese Gestaltung so sein, daß sie „andere“ erreicht – das sind nicht nur die bloß gelegentlichen Kirchgänger, sondern die meisten der Teilnehmer, die ja den größten Teil ihres Lebens nicht im Binnenraum der Gemeinde zubringen. Das verlangt – auch wenn es ästhetisierend und elitär klingt – so etwas wie eine liturgische „Kultur“, ein Gespür für das, was einen Gottesdienst zum Gottesdienst und was ihn als solchen erlebbar macht. Dazu gehört, daß man – auch in schlichten Formen – etwas von der Atmosphäre der Feier vermittelt; daß die Texte – wenn frei – so formuliert sind, daß sie nicht dem Verfasser allein aus dem Herzen gesprochen sind; daß Raum für Stille bleibt; daß die künstlerische Gestaltung – des Raumes wie der Feier – als das wahrgenommen wird, als was sie immer gedacht war: zeit- und hörengerechte Hinführung zu dem, das mit Sprache allein nicht aussagbar ist.

Für die Verkündigung gilt das „für andere“ erst recht. In einer Zeit der religiösen Unterernährung und des Traditionsbruchs ist die Predigt der Ort schlechthin, an dem – mit prinzipiell immer noch erheblicher Breitenwirkung – die Glaubensüberlieferung weitergegeben, Daseins- und Handlungsorientierung aus dem Glauben vermittelt werden kann. Nur gilt auch hier wieder der Bezug von „Kirche“ und „Welt“. Die Verkündigung muß sich im Spannungsfeld zwischen Bekenntnis und gegenwärtiger Erfahrung bewegen, sie muß verstehbar machen, daß die Botschaft des Christentums für die heutige Lebenswelt etwas bedeutet. Man hat oft das Gefühl, daß die kirchlichen Verkündiger oft gar nicht wissen, wie elementar die religiösen Probleme sind, die einen „Durchschnittschrsten“ heute umtreiben. Es geht ihm in der Regel weder um Detailprobleme der Exegese oder der Moraltheologie noch um Populärpsychologie, sondern um Fragen wie die nach dem Sinn des Gottesdienstes, des Gebetes, der Sakramente, nach dem Verständnis der Aussagen des Glaubensbekenntnisses, nach dem Bestehen des Lebens und des Todes. Je intensiver der Verkündiger in seine säkulare Umwelt hineinhört, desto mehr wird er das Gewicht dieser Fragen verspüren und desto eher wird er seinen Hörern Brot statt Steinen reichen können.

Er sollte das nicht nur in der Predigt tun. Der Eindruck kann falsch oder einseitig sein; die außergottesdienstlichen Möglichkeiten, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, scheinen in vielen Gemeinden nur unzureichend wahrgenommen zu werden. Dabei ist ein gewisses Maß an Offenheit gegenüber der Kirche, an Bereitschaft zum Zuhören in einer Situation vielfältiger Ängste und Unsicherheiten durchaus verbreitet. Das Knüpfen von Gesprächsfäden zu den Randsiedlern der Gemeinde sollte deshalb von den Gemeindeleitern als eine zentrale Aufgabe verstanden werden. Die klassischen Möglichkeiten dazu – der Religionsunterricht und die Hausbesuche – werden vielfach verschenkt, zum Teil sicher eine Folge des Priestermangels, die man als fast so schwerwiegend ansehen kann wie das Ausfallen sonntäglicher Eucharistiefei-

ern in priesterlosen Gemeinden. Pfarrbrief und kirchliche Bildungsarbeit können nur schwacher Ersatz des persönlichen Kontakts sein; und auch das nur, wenn sie sich in ihrer Konzeption nicht auf die „Stammkundschaft“ beschränken, sondern auf die ganze Gemeinde ausrichten. Dies gilt am selbstverständlichsten für den dritten Grundvollzug gemeindlichen Lebens, den *Bruderdienst*. Hier gelingt es schon jetzt am ehesten, die Grenzen der Kerngemeinde durchlässig zu machen und zeichenhaft den Dienst der Kirche in der Gesellschaft darzustellen. Wichtig wäre nur, daß dieser Dienst der Gemeinden nicht vollständig professionalisiert und zum bürokratisierten Service wird, dem man sein spezifisches „Gesicht“ nicht mehr ansieht. Und wichtig ist auch, daß rechtzeitig registriert wird, wo ein Hilfsbedürfnis auftaucht, mit dem das soziale „System“ nicht rechnet. Freiwillig und ehrenamtlich Nächstenliebe zu üben, das ist und bleibt sicher das deutlichste christliche „Wort“, das von einer Gemeinde gesagt werden kann. Einsatzfelder gibt es mehr, als zu bewältigen sind; von der Kinderbetreuung bis zur Partnerschaft mit Gastarbeitern, von Besuchsdiensten bis zur Integration Behinderter, von der Nachbarschaftshilfe bis zur Partnerschaft mit Gemeinden in der Dritten Welt.

Tun, was eint

Daß in diesem Bereich die christlichen Kirchen nicht mehr als Konkurrenten auftreten, die sich nur um ihre jeweilige Klientel kümmern, sondern partnerschaftlich zusammenarbeiten, ist ein überhaupt nicht zu überschätzender Gewinn der ökumenischen Bewegung. Umgekehrt hat diese praktische Zusammenarbeit den Gedanken der Einheit der Kirche gefördert. Und sie wirft immer neu die Frage auf:

wenn man sich in der gemeinsamen Diakonie begegnet und dabei die Gemeinsamkeit in Glaube und Bekenntnis erlebt, wieso bleibt dann die Gemeinschaft im Gottesdienst unmöglich? Die gemeinsame Praxis, die sich vielerorts zu Nutz und Frommen der Christen und Gemeinden eingespielt hat, entwickelt eine Dynamik auf die Einheit der Kirche hin, die den, der diese Einheit will, zu „mehr Gemeinsamkeit“ (Johannes Paul II.) bewegen *muß* und die den, der diese Einheit am liebsten auf die eschatologische Zukunft verschieben würde, nur beunruhigen kann. Die Weigerung, auch kirchenamtlich dem schon erreichten Maß an faktischer Einheit Ausdruck zu geben, würde auf die Dauer nicht zur Sicherung der konfessionellen „Bestände“, sondern zu ihrer weiteren Auszehrung führen. „Tun, was eint“ – das entspricht nicht nur einem Auftrag, den die Kirche von ihrem Ursprung her hat, sondern auch einer unmittelbar aktuellen Notwendigkeit. Eine Kirche, die sich in ihre Situation „inkarniert“, kann nicht davon absehen, daß nach Jahrhunderten, in denen sich die Konfessionen aneinander und gegeneinander profiliert haben, in der Gegenwart angesichts der Herausforderungen einer entkirchlichten Umwelt das gemeinsame christliche Zeugnis gefragt ist. „Man versteht sich nicht als Katholik oder Protestant, sondern als katholischer oder evangelischer *Christ* – sofern man mit dem Christentum noch etwas im Sinn hat“ (Franz-Xaver Kaufmann). Die *Relativierung* – nicht Beseitigung – konfessioneller Differenzen auf eine vielgestaltige Einheit hin, in der Traditionen weder verschleudert noch versteinert werden, ist eine Grundvoraussetzung glaubwürdiger Kirchlichkeit heute. Insofern gehört die Ökumene mitten in die Existenzfrage der Kirche hinein: wie sie der Menschwerdung Gottes als ihrem Ursprung treu bleiben und darin der Menschwerdung des Menschen dienen kann.

Hans Georg Koch

Vorgänge

Papstreise: aus der Medienperspektive

Mehr noch als Orts- war die Reise des Papstes durch die Bundesrepublik Medienereignis. Diejenigen, Journalisten zumal, die den Papst – Wind und Wetter wie dieser selbst trotzend – begleiteten, hatten bei dem Fünf-Tage-Unternehmen Mühe, Etappe für Etappe zu folgen, sie hätten, um Vollständigkeit zu erreichen, schon Reisegeossen im päpstlichen Hubschrauber sein müssen. Die Bequemeren zu Hause in der künstlichen Nachrich-

tenwelt zwischen Lehnstuhl und Mattscheibe hatten es da leichter. Vollständigkeit erreichten zwar auch sie nicht. Denn manches auf der Reise fand Gott sei Dank auch noch jenseits der Televisionswirklichkeit statt: die spätabendliche Begegnung mit den Vertretern theologischer Fakultäten und Hochschulen in Altötting zum Beispiel oder auch das seinem Rang nach sicher zentrale Ereignis, die Ansprache Johannes Pauls II. vor der

Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda. Interessanterweise haben solche Ereignisse dann auch in den Schriftmedien kaum die Aufmerksamkeit gefunden, die sie verdient hätten.

Aber sie strengten sich alle an, volle fünf Tage lang: die Fernsehanstalten mit ihren Kameraleuten, Produktionsleitern und Reportern, die Rundfunkanstalten, die Kollegen in der Tages- und Wochenpresse. Ganz im Gegensatz zu Kardinal Höffners düsteren Hinweisen auf Zeichen der Kirchenfeindlichkeit in der bundesdeut-